

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 33.

Freitag, den 7. November.

1924.

### Die Dame im Rollstuhl.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Sven Elvestad.

(Nachdruck verboten.)

„Und wenn ich das nicht tue?“

„Um so schlimmer für Sie. Sie hatten nun eine kleine Probe von dem, was wir vermögen. Sie kommen nicht weiter. Ich kann Ihnen nur versichern, daß Sie sich selbst einen schlechten Dienst erweisen, wenn Sie uns in den Weg zu treten suchen. Merken wir, daß Sie so fortfahren, so werden wir andere Maßregeln ergreifen.“

Krag verbeugte sich.

„Gut“, sagte er, „so weiß ich also, was ich zu erwarten habe.“

Krag geleitete sie zur Tür und verschloß diese hinter ihnen.

Als er in sein Arbeitszimmer zurückkam, sah Frau Percivaline Hage da und weinte leise, das Taschentuch vor dem Gesicht.

Krag störte sie nicht.

Er ging an seine Bücherei und schlug den Codex der Chicagoer Polizei auf. Es dauerte eine Weile, ehe er das gesuchte Wort gefunden hatte. Es hatte die folgende Bedeutung:

„Weshalb fragen Sie? Benachrichtigen Sie uns hierüber.“

Krag überlegte. Er hatte ja in Chicago einfach angefragt, wer sich hinter der Telegrammadresse „Browning“ verberge — die die beiden Herren angewandt hatten. Und nun erhielt er eine ausweichende Antwort, obwohl die Chicagoer Polizei ihn kannte. Diese übertriebene Vorsicht bedurfte einer Erklärung.

Und nun fiel ihm das andere Wort ein, das Franklin zuerst genannt hatte. „Caragan“ hatte es genannt. Krag schlug C auf und fand es. Es war ein typisch amerikanischer Slangausdruck, den man am richtigsten überlegte mit: „Scher dich zum Teufel!“

Sechstes Kapitel.

Der Spion.

Ashjörn mußte unwillkürlich lächeln über dieses einfache, aber deutliche Wort.

Er wollte jedoch noch einen Versuch machen und suchte weiter in dem Telegrammcode, bis er das Wort „Mississippi“ fand. Es bedeutete: „Ich kann die verlangte Auskunft nicht geben.“ Dann stieß er auf das Wort „Arizona“, dessen Bedeutung war: „Es ist von Wichtigkeit, daß ich eine Antwort auf meine Frage erhalte.“ Ashjörn Krag legte ein Telegramm aus diesen Worten zusammen.

In einigen Stunden konnte es in Chicago sein. Im Laufe des Nachmittags würde er die Antwort haben. Ashjörn Krag hielt es für möglich, daß die Chicagoer Polizei nur aus Vorsicht genaueren Bescheid zu haben wünschte. Das zweite Telegramm würde sie in diesem Falle beruhigen. Der Detektiv bezweifelte keinen Augenblick, daß er die erbetene Auskunft erhalten werde. Doch als er dann wieder über das Benehmen der beiden Amerikaner nachdachte, stand er vor einem unlösbaren Rätsel.

Daß sie von seiner Kenntnis ihres Telegrammes nach Amerika wußten, war an und für sich nicht so sehr

erstaunlich. Wahrscheinlich hatte die nervöse Frau Hage nicht schweigen können. Aber wie konnten sie wissen, daß er sich telegraphisch Nachricht aus Amerika zu verschaffen gesucht hatte? Und woher kannten sie den Codex der amerikanischen Polizei? Entweder waren sie selbst Polizisten, oder sie waren Verbrecher, die über mehr Möglichkeiten verfügten als die meisten ihresgleichen. Krag überlegte — doch nur einen Augenblick —, ob er die ganze Sache aufgeben und sich nicht mehr damit befassen sollte. Aber er mußte ja, daß dieses Rätsel ihm keine Ruhe lassen würde, daß er sich immer und immer wieder fragen würde, warum?

Es war also am besten, der Geschichte möglichst rasch auf den Grund zu kommen. Doch er befand sich in der merkwürdigen Lage, nicht zu wissen, ob er einer guten oder einer schlechten Sache diene. Tut nichts. Weiter mußte er. Die überlegene Art des einen hatte ihn auch zu sehr gereizt.

Jetzt erst wandte er sich an die Pensionsvorsteherin, die noch immer in ihr Taschentuch hineinschluchzte. Er war sich nun vollkommen klar darüber, daß er von ihr keinerlei Unterstützung zu erwarten hatte. Sie war so hilflos erschrocken, daß ein strenges und bestimmtes Wort sie dazu bringen konnte, alles Mögliche zu tun. Wollte Krag nun in ihr Haus gelangen, so durfte sie selbst nicht wissen, wen sie in ihm aufnahm. Er mußte sie zunächst glauben machen, daß er die Sache aufgegeben habe.

„Sie hörten mein Gespräch mit den beiden Herren“, sagte er.

„Ach Gott, ja“, schluchzte sie, „ich bin so unglücklich!“

„Nun, nun, Sie haben keine Ursache, sich über irgend etwas zu ängstigen. Lesen Sie dieses Telegramm hier.“

Frau Percivaline Hage warf einen tränenerfüllten Blick auf das Papier.

„Montrose“, las sie. „Ich begreife absolut nicht, was das bedeuten soll.“

„Es bedeutet“, antwortete Krag, „daß es keine Gefahr hat. Das Telegramm besagt, daß die beiden Herren in einer bestimmten Angelegenheit reisen, die nicht verraten werden darf, daß es sich aber keineswegs um ein Verbrechen handelt.“

„Ach, Gott sei Dank!“

„Sie können nun also vollkommen ruhig sein.“

„Aber was werden Sie jetzt tun, Herr Krag?“

„Ich werde den Rat der beiden Herren befolgen und mich nicht weiter um die Sache kümmern“, erwiderte Krag. „Ich überlasse sie sich selbst. Das ist das einzig Richtige. Und ebenso sollten auch Sie sich verhalten. Sie müssen bedenken, daß Sie es mit Ausländern zu tun haben, und daß namentlich die Amerikaner oft in einer Weise aufzutreten pflegen, die uns ganz seltsam erscheint. Wenn Sie nur Ihr Geld bekommen, brauchen Sie sich ja um nichts weiter zu kümmern.“

„Ja, das möchte ich auch am liebsten“, sagte sie und erhob sich.

Sie hatte inzwischen ihre Tränen getrocknet und war offenbar beruhigt durch die Aussicht, daß die ganze Sache bald glücklich überstanden sein würde.

„Aber“, fuhr sie fort, „darf ich mich wieder an Sie wenden, Herr Krag, wenn in den nächsten Tagen doch etwas Besonderes eintreffen sollte?“

Asbjörn Krag überlegte einen Augenblick. „Dann können Sie schreiben“, sagte er darauf. „Aber persönlich herkommen dürfen Sie nicht wieder.“

„Gut, dann schreibe ich.“  
„Und schicken Sie die Briefe nicht etwa durch die Post“, warnte er. „Lassen Sie sie mir durch Ihren Kaufburschen zugehen. Wie alt ist der?“

„Siebzehn Jahre.“

„Nun ja, das ist ja auch ganz gleich. Passiert etwas, so schicken Sie ihn mit einer schriftlichen Nachricht.“

„Das will ich tun.“

Krag sagte sich, daß die beiden Amerikaner vermutlich vorsichtig genug sein würden, den Burschen zu bestechen. Hätte dieser einen Brief an Asbjörn Krag zu besorgen, so würde er wohl zunächst zu den beiden Freunden gehen. Und Krags Antwort würde mit der gleichen Wahrscheinlichkeit auch zuerst in deren Hände gelangen. Er wollte seine Korrespondenz danach richten und die beiden auf Irrwege führen.

Als Frau Hage gegangen war, begann Krag eingehender zu erwägen, wie er die Sache angreifen sollte. Eines war ihm vollkommen klar: er mußte in die Pension gelangen. Der aufgeregten Pensionsvorsteherin gegenüber war es nicht schwierig, sich so zu maskieren, daß die Amerikaner, und besonders der eine von ihnen, schärfere Augen hatten. Während er hierüber nachsann, blätterte er zerstreut in den Zeitungen. Unter den Inseraten stieß ihm plötzlich ein Name auf, an dem sein Auge haften blieb.

„Ist sie wieder hier, so kann sie nur von Nutzen sein“, murmelte er.

Nach zog er den Überzieher an und verließ das Haus. Er lenkte die Schritte nach dem Livoliavarieté.

Als er den Platz vor dem Nationaltheater überschritt, bemerkte er eine junge Dame, die im Rollstuhl die Storchingsgasse hinaufgefahren wurde. Nach der Beschreibung erkannte er sofort Miss Kelly Anderson in ihr. Ihr Stuhl wurde von einer rotthaarigen Frau geschoben, also Frau Habermann.

Asbjörn Krag eilte in den Kassenraum des Varietés. Von hier aus konnte er sie beim Vorübergehen beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Kelly Anderson war ein schönes Mädchen. Sie sah im übrigen frisch und vergnügt aus, und wäre sie nicht im Rollstuhl gefahren worden, so würde Krag nie auf den Gedanken gekommen sein, daß sie gelähmt sein könnte. Sie hatte durchaus nicht diesen wehmütigen Zug von Enttäuschung, den man in den Gesichtern von Krüppeln zu finden pflegt.

Die Frau, die den Stuhl schob, war eine großköpfige Person mit groben, fast brutalen Zügen. Es machte den Eindruck, als befände sie sich im Augenblick aus irgendeinem Anlaß in heftiger Erregung, die sich in achtlosen Stößen des Rollstuhles Luft machte. Und über das gelähmte Mädchen ergoß sich wohl ein Strom von Scheltworten. Miss Kelly suchte sich zu verteidigen, doch die andere unterbrach sie. Es schien ein lauter Streit zu sein, denn die Leute wandten sich auf der Straße um.

Die Leute auf der Straße — unter ihnen gewahrte Krag im Augenblick eine Gestalt auf der anderen Seite. Es war ein Fremder in gründliertem Anzug, der unaufhörlich in einem rotgebundenen Reisehandbuch blätterte, während er weiterging. Krags Aufmerksamkeit wurde auf ihn gelenkt, weil er mit auffälligem Interesse ganz bedeutungslose Bauten studierte. Und ferner auch dadurch, daß er während der ganzen Zeit auf der anderen Seite der Straße gleiche Richtung mit dem Rollstuhl hielt.

Krag lächelte bei dieser Beobachtung.

Er hatte den Fremden erkannt. Es war Mr. Charles Franklin, der Amerikaner. Krag durchschaute ihn; wenn der Rollstuhl einen Augenblick hielt, sah sich der Fremde veranlaßt, stehen zu bleiben und die Umgebung zu betrachten. Glitt der Rollstuhl weiter, so nahm auch der Fremde seinen Weg wieder auf.

Schließlich verschwanden der Rollstuhl wie der

Fremde auf dem Drammenovei aus Krags Gesichtskreis. Krag ging nach dem Livoliapark hinaus.

Er hatte nun festgestellt, daß der Amerikaner den Rollstuhl nicht aus dem Auge ließ.

Die fahrende Dame mußte eine außerordentlich wichtige Person sein, wenn die beiden ihr eine so unerträglich mühsame Aufmerksamkeit widmeten und sich sogar die Mühe machten, Verkleidungen anzulegen, damit ihre Beobachtung nicht zu augenfällig wurde.

Krag ging nach dem Saal, in dem die Livoliakünstler ihre Theaterproben abhielten.

Fortsetzung folgt

## Reklame.

Von Hermann Wagner.

Ich weiß nicht, auf welche Weise mein Ruf bis zu der Firma Sabatut Lavendel gedrungen war. Jedenfalls erhielt ich von dieser Firma vor einiger Zeit einen Brief, in dem sie sich sehr höflich auf meine überaus geschätzte Pharmazie bezog und ebenso höflich anfragte, ob ich Willens und in der Lage sei, diese meine Phantasie in den Dienst der Reklame für die Firma Sabatut Lavendel zu stellen. Ich antwortete, daß ich nicht abgeneigt sei, dies zu tun, zu welchem Zweck mir indes eine vorherige persönliche Unterredung mit dem Inhaber der Firma erwünscht sei. Sabatut Lavendel lud mich daraufhin zu einem umgebenden Besuch in sein Kontor ein. Ich ging hin.

Sabatut Lavendel sah genau so aus, wie ich ihn mir vorgestellt hatte: er war klein, dick, geschwätzig, glattköpfig und trumbeinsig. Als ich ihn fragte, welchem Industriezweig er seine sehr geschätzte Kraft gewidmet habe, gab er mir zur Antwort, er erzeuge die allerfeinste Hautcreme der Welt.

„Herr“, sagte er zu mir, „es hat noch keine Dame gegeben, deren Haut nach einem nur ganz kurzen Gebrauch unserer Creme nicht wie mit einem rosigen Schimmer überzogen gewesen wäre. Unsere Creme ist unerreichbar. Sie ist das wirkungsvollste Schönheitsmittel der Welt.“

„Und Sie wünschen“, so fragte ich, „daß ich für Ihre Creme auf irgendeine originelle Weise Reklame mache?“

„Ja, Ihre Erfindungsgabe ist ja berühmt. Ich zweifle nicht, daß sie auch in diesem Falle ihre Wirkung tun wird.“

„Das wird sie“, bestätigte ich ernst, „vorausgesetzt, daß Sie mich auch antändig honorieren.“

„Was fordern Sie?“  
„Ich sagte: Tausend Goldmark, die eine Hälfte davon sofort, die andere Hälfte erst dann, wenn meine Reklame die erwünschte Wirkung getan hat.“

„Worin wird Ihre Reklame bestehen?“ fragte Sabatut Lavendel.

„Das kann ich Ihnen zurzeit noch nicht sagen. Ich kann Ihnen nur so viel verraten, daß meine Reklame nicht nur das Publikum, sondern sogar Sie verblüffen wird.“

„Gut“, sagte Sabatut Lavendel, „hier ist ein Scheck auf fünfhundert Goldmark. Wünschen Sie noch etwas?“

„Ich sagte: „Ja, Ich wünsche vor allem, daß Sie an einem der nächsten Tage eine große Gesellschaft geben.“

„Wozu?“  
„Nur zu dem Zweck, um auch mich zu dieser Gesellschaft einzuladen.“

„Aber ich verstehe wirklich nicht —“

„Das ist auch gar nicht nötig. Tun Sie ganz einfach, was ich Ihnen sage. Und alles andere überlassen Sie dann mir.“

Sabatut Lavendel gehorchte und gab an einem der nächsten Abende eine große, geradezu glänzende Gesellschaft. Er lud dazu ein, was er an Namen und Titeln nur irgendwie erreichen konnte. Und er lud auch mich ein.

Ich ging hin, aber ich verspätete mich absichtlich etwas, so daß, als ich in das prachtvoll gedeckte Speisezimmer trat, eine große Menge bekannter und einflussreicher Männer mit ihren Frauen dort schon versammelt waren. Ich schritt geradenwegs auf Sabatut Lavendel zu, der mir lächelnd entgegen kam, um mich zu begrüßen. Aber als er mir eben die Hand reichen wollte, geschah etwas Unerwartetes, das in allen Gärten das Gefühl allergrößter Bestürzung hervorrief. Ich verfehlte nämlich, ohne ein Wort zu sagen, Sabatut Lavendel zwei schallende Ohrfeigen, wandte mich dann um und ging schweigend hinaus.

Von der Senlation, die meine zwei Sabatut Lavendel verabreichten Ohrfeigen auf die versammelte Gesellschaft machten, will ich schweigen. Ich will nur berichten, wie die Dinge sich dann weiter entwickelten, wie sie zu zwei wüßig beschimpfenden Briefen Sabatut Lavendels an mich und schließlich zu einer Ehrenbeleidigungsklage führten, die Sabatut Lavendel gegen mich anstregte. Der Termin in dieser Klage fand schon drei Wochen später statt, und eines Vormittags Punkt neun Uhr standen Sabatut Lavendel und ich uns vor dem Strafrichter gegenüber, der über den Fall abzuurteilen hatte. Der Verhandlungssaal war voll besetzt, denn auch die Presse hatte sich der mysteriösen Ohrfeigen-Geschichte bemächtigt und alle Welt war neugierig, zu erfahren, was einen der eingeladenen Gäste denn veranlaßt haben könnte, den als so gaitfrei bekannten Sabatut Lavendel föhlich zu insultieren.

„Herr“, so fragte mich der Richter, nachdem er meine Personalien festgestellt hatte, „geben Sie zu, Herrn Sabatut

Lawendel, zu dessen Abendgesellschaft Sie geladen waren, geobrieft zu haben?"

„Ja, sagte laut und vernehmlich: „Ja.“

„Wollen Sie uns nicht erklären, warum Sie das getan haben?“

„Gewiß“, aab ich zur Antwort. „denn ich meine, ich hatte allen Grund dazu.“

„Wie?“ brüllte Habakuk Lawendel wütend. „Nun“, sagte ich, „wollen Sie etwa leugnen, daß Sie der Erzeuger jener Hautcreme sind, die Sie als die beste der Welt bezeichnen?“

„Das ist sie auch!“ erwiderte Habakuk Lawendel mit funkelnden Augen.

„Das will ich nicht bestreiten“, verlickte ich, und wurde vor Zorn plötzlich ganz rot. „Aber gerade deshalb, weil Ihre Hautcreme so gut ist, habe ich Sie geobrieft!“

„Wie?“ fragte der Richter verblüfft.

„Nun“, sagte ich, „die Sache ist höchst einfach. Herr Habakuk Lawendel hat mich mit seiner Hautcreme um meine Braut gebracht.“

„Wie?“ sagte Habakuk Lawendel.

Ich zog das Taschentuch, wischte mir eine Träne aus den Augen und erklärte: „Ja, es ist so. Zwei Jahre lang war ich glücklicher Bräutigam eines Mädchens, das ich liebte und das mich wieder liebte, weiß, wie man so sagt, der Teufel in der Not auch Fliegen frißt. Ich war die Fliege, meine Herzen, und Eveline, meine Braut, war der Teufel, der mich nur so lange fraß, als er etwas Besseres nicht bekommen konnte, weil er ja selbst nicht schön war. Aber da kam Eveline eines Tages durch Zufall in den Besitz der Hautcreme, die jener Schurke, Herr Habakuk Lawendel, erzeugt, sie benützte sie und wurde nun zu meinem Schreden von Tag zu Tag länger und schöner. Und mit ihrer Schönheit nahm auch ihre Kälte gegen mich zu, die schließlich einen solchen Grad erreichte, daß es zwischen uns zu einem offenen Bruch kam. Ich war Eveline plötzlich los, mit ihr aber auch ihre Mitgift, auf die ich meine Existenz hatte aufbauen wollen. Und wem verdanke ich alles das? Nur diesem Mann hier, der mit seinem tüchtigen Schönheitsmittel mein ganzes Lebensglück zerstört hat!“

Ich schloß mit zehn Ausrufungszeichen, einem anklagenden Blick auf Habakuk Lawendel und mit einem Sturzbad von Tränen. Das Publikum lachte, der Richter war arg verlegen und Habakuk Lawendel im höchsten Grade verblüfft.

„Um“, sagte der Richter, „der Fall liegt wirklich sehr lehrsam.“

„Ja“, sagte Habakuk Lawendel in plötzlicher Gerührtbeit, „das finde ich auch.“

„Bestehen Sie noch darauf, daß der Mann bestraft wird?“ fragte der Richter.

„Nein“, sagte da Habakuk Lawendel, indem er spontan auf mich a trat und mir die Hand entgegenstreckte, „im Gegenteil, ich möchte Sie, mein Herr, herzlich um Verzeihung bitten!“

Ich nahm seine Hand, drückte sie fest und erwiderte: „Ich will Ihnen verzeihen. Aber nur unter einer Bedingung.“

„Nun?“

„Unter der Bedingung, daß Sie mir für meine Glage ein halbes Duzend Flaschen Ihres nicht minder berühmten Daarwählers gratis liefern.“

Wir schlossen einen Vergleich und verließen schließlich Arm in Arm den Gerichtssaal.

„Nun“, wendete ich mich draußen auf der Straße fragend an Habakuk Lawendel, „war meine Reklame nicht originell?“

„Das war sie“, aab Habakuk Lawendel freudestrahlend zur Antwort, indem er mir zugleich die reitlichen fünfshundert Goldmark überreichte. „Das heißt, bis auf einen Umstand.“

„Bis auf welchen Umstand?“

„Für alle Fälle“, sagte Habakuk Lawendel, „damit Sie es in Zukunft wissen: eventuelle spätere Ohrfeigen sind nicht an meine, sondern an die Adresse meines Prokurators zu richten!“

## Der Heilige.

Eine neue Legende von Oskar Kalenter.

Unter solchem Gespräch waren sie wohl bis ins Innere der Stadt gewandert, als Bruder Medardus in großer Verwunderung fragte und sprach: „Vater, ich bitte dich um Gottes willen, daß du mir sagest, worin denn die vollkommene Freude bestehe.“

Und der Heilige antwortete ihm:

„Wenn wir jetzt auf die Post kommen, müde und vermüht vom Getriebe des Tages und der großen Stadt, steif vor Kälte in unseren alten morschen Kleidern und geplagt von Hunger durch unsere krafftlose verdorbene Nahrung, und an den Schalter treten wollen, so wird eine große Menge Menschen in langer Reihe dastehen und wir werden uns am Ende dieser Reihe anstellen müssen und abwarten, bis alle, die vor uns stehen, daran gekommen sind. Und wenn wir dann endlich nach langer, langer Zeit vor dem Fensterchen stehen und sagen wollen, was unser Begehrt ist, so wird ein Weib zornig hinter uns hervortreten und sprechen: „Ich war eher da als Sie!“ Wir aber werden sagen: „Wir stehen seit zwei und einer halben Stunde hier.“ Und sie wird antworten: „Ich stehe eben doch länger da als Sie. Treten Sie aefälligst

hinter mich!“ Und sie wird uns zur Seite drängen und wird an das Fensterchen treten und in dem Postbeamten einen alten Bekannten erkennen, und sie werden einander mit herzlichen Reden begrüßen und ein Gespräch anheben über die Fällnis und Verworfenheit unserer Lage, und wird seine Hoffnung mehr sein, daß wir einmal daran kommen. Wenn wir dann lo große Unbill, Grausamkeit und all das Kortweisen geduldia ertragen, ohne davon berührt zu werden oder darüber zu murren; wenn wir still ergehen und demütig denken, daß das Weib uns ganz richtig erkannt hat und Gott aus ihm gegen uns spricht; dann, o mein Bruder Medardus, dann wisse, daß dies die vollkommene Freude ist.

Und wenn dann das Weib den Schalter freigegeben hat und wir, da der Beamte uns nicht seines Blickes würdigt, leise an das Fensterchen pochen werden, so wird er mhmütia herz auschauen und sprechen: „Ich verbitte mir Ihre Störung!“ Wir aber werden bitten und sagen: „Haben Sie die Güte, uns für unser armielig Geld zwei Briefmarken zu geben!“ Und er wird antworten: „Briefmarken: Schalter 21 und 22.“ Und wenn wir auch das in Geduld, Fröhlichkeit und Liebe hinnehmen; dann, o Bruder Medardus, wisse, daß hierin die vollkommene Freude ist.

Und wenn wir von Hunger, Kälte und Schwäche gevelt nigt uns am Ende der Menschenreihe vor dem Schalter 21 anstellen und wiederum abwarten werden, bis alle, die vor uns stehen, daran gekommen sind, und wenn wir dann endlich nach langer, langer Zeit an dem Fensterchen stehen werden und sagen wollen was unser Begehrt ist, wenn dann der Beamte vor unserem Angesicht das Fensterchen zuwerfen und ein großes Wappenschild daran befestigen wird, darauf zu lesen ist: „Geschlossen!“; und wenn wir das alles in Geduld und Fröhtlichkeit über uns ergehen lassen, es als Schidung des Himmels erachtend, die wir um seiner Liebe willen erleiden dürfen; dann, Bruder Medardus, dann wisse, daß hier und hierin die vollkommene Freude liegt.

Und nun höre die Lehre daraus: Über alle Gnaden und Gaben des Geistes geht es, sich selbst zu bewinaen und um der Liebe willen Mühen, Unrecht, Schmähuagen und Drangsal zu ertragen. Denn aller der anderen Gaben Gottes können wir uns nicht rühmen, da sie nicht unser sind, sondern Gottes. Aber der Bedrängnis und des Leidens dürfen wir uns rühmen, denn das ist unser.

## Alte Hausinschriften.

Gut machet Mut,  
Mut machet Übermut,  
Übermut machet Reid,  
Reid machet Streit,  
Streit machet Armut,  
Armut machet Demut.

Durch Eintracht werden kleine Dinge groß,  
Durch Zwietracht wird man große Dinge los.

Wer will mehr versehen,  
Als sein Blug kann ernähren,  
Der muß zuletzt verderben  
Und vielleicht in Armut sterben.

Bertrau' nicht viel, halt deine Rede in Gut,  
Denn fremder Rat tut selten gut.

Wer keine Zunge nicht kann im Baume halten,  
Der hat eine schreckliche Krankheit an sich.

Wohltat schläft gar leicht oft ein,  
Denn wenige Menschen dankbar sein.

Den Dukaten am Klange,  
Den Roael am Sange,  
Den Menschen an Gebärden und Worten  
Erkennt man an allen Orten.

## Novemter.

Wo ist dein Glanz, du einsam, stilles Tal?  
Wo ist die Pracht, die unter Herz entzündet?  
Wo sind die Vogelstimmen ohne Zahl?  
Bestummt, erloschen ist, was uns besüßte!  
Gru liegt der Himmel über grauem Land! —  
Die letzten wellen Blätter sinken nieder,  
Als legte eines Vaters linde Hand  
Sich auf der Kinder müde Augenlider:  
„Nun schläft und träumt, bis wecht ein neuer Tag!“  
Und alles ruht sich still dem Überwinder. —  
So ruht Natur. — Nur dort am fernem Das,  
Grüht Winterhaat als erher Lenadertünder.

G. B. a. m.

**Erkennungsweisen mit Tieren.** Der Emir von Katfina besuchte kürzlich bei seinem Aufenthalt in London auch das Löwenhaus des Zoo mit seinem Gefolge, und die Löwen, die sonst vom Publikum wenig Notiz nehmen, zeigten sich plötzlich sehr erregt, sprangen gegen die Gitter und versuchten, sich auf die Besucher zu stürzen. „Sie wissen, daß wir sie jagen und ihre Todfeinde sind“, sagte der Emir. Wahrscheinlich erkannten die Löwen an dem Tonfall der Stimmen, daß es sich um Menschen aus ihrer Heimat handelte, und es erwachte in ihnen die Erinnerung an den ewigen Kampf des Königs der Tiere mit dem Menschen. Ein Zoologe nimmt diesen interessanten Vorfall zum Anlaß, um sich mit dem Wiedererkennungsvermögen der Tiere zu beschäftigen. Er behauptet, daß der Fall dieser Löwen durchaus nicht vereinzelt dastehe, sondern daß die Löwen und Tiger des Zoo auch bei dem Erscheinen mancher Großwildjäger sich unruhig gesezt haben. Einem bekannten Löwenjäger wurde von der Direktion des Londoner Zoo verboten, das Löwenhaus zu betreten. Daß Hunde ihre Herren auch dann wiedererkennen, wenn sie selbst den nächsten Verwandten als fremd erscheinen, ist eine bekannte Tatsache, die schon in einer der rührendsten Epochen der Odyssee verwendet ist. Ein Mann, dessen Gesicht im Kriege vollkommen entstellt worden war, wurde von seinen Freunden nicht wiedererkannt, aber sein Hund beachtete ihn sofort freudig, als er seine Stimme hörte. Eine Kake in Madras, die auch Fremden gegenüber sehr freundlich war, zeigte bei der Ankunft eines Eingeborenen die größte Furcht. Man erklärte ihr Benehmen damit, daß der Mann zu einer Kaste gehörte, die Kaken ist. Auch der Elefant erkennt einen Menschen an der Stimme wieder. Das zeigte sich in einem Zirkus, in dem ein Wärter einem Elefanten mit einer Beugabel ein Auge ausgestopfen hatte. Der Mann wurde entlassen. Nach 2 Jahren kam er wieder in den Stall des Elefanten, näherte sich ihm von hinten und murmelte: „Das ist die alte Bestie, die mich meine Stellung kostete; sofort packte der Elefant den Mann mit dem Rüssel und schleuderte ihn gegen die Wand, wobei er ihn schwer verletzete. Ein andermal hat ein Elefant einen Mann getötet, der ihn lange gepeinigt hatte und nach einiger Zeit ihm wieder bezaunete.“

Neue Bücher

\* „Das Kinderland im Bilde der deutschen Poesie von den Anfängen bis zur Gegenwart“. Auswahl und Nachwort von Ernst Pissauer. Mit 13 ganzseitigen Federzeichnungen und einer Umschlagzeichnung von Jolug Leander Gampv. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) In jahrelanger Arbeit hat Ernst Pissauer das schönste Gut deutscher Kindheits- und Kinderliteratur zusammengetragen. In Stoffe geordnet und ebenso hellhörig wie feinsüßlich abgestimmt zu einem erschöpfenden Werke, welches „Das Kinderland“ im Bilde der deutschen Poesie von den Anfängen bis zur Gegenwart aufbaut. Weibervoll und mächtig redet der erste Abschnitt „Vor dem Leben“ von dem heiligen Gebetmütts und Wunder des Werdens. An der Wiege“ erklingen die mütterlichen Reihmen und Weisen. Dann öffnet sich strahlend, voll Sauberen und Lachen, vom Spiel und Ernst der Kinder bis in alle Winkel mit ihrem Taufendleben erfüllt, vom Morgen bis Abend aufzubauen. Der Tag in der Kinderstube“, Gasse und Garten“, mit Spielen und Reigen, tun sich auf. Die Feste“ schmücken und kränzen das Jahr. „Kat und Lehre“ neigt sich zu dem Kinde und zieht es empor. „Vom Lobe“ summt und singt hallt und dröhnt ein früher, ernster Klang. „Die Rot“ ruft ans Herz. „Weltwehichte“ wirkt ihren Feuerstein flackernd fern herüber. „Wachstum und Reife“ finden sich an. „Betrachtung“ weilt das Kind in Weib und Mann. „Nachkanta und Rückbild“ wölben in gedämpfter Buntbeit der Regenbogen ins nuchterne Tagesgewöl. Der letzte Abschnitt „Zum Beschluß“ faßt die irdischen und himmlischen Stimmen zusammen in ein emporreichendes und verschwebendes Lied vom Leben. Ernst Pissauers Nachwort wird jedem Nachdenklichen willkommen sein. Er erfüllt den Stoff mit Gehalt und bildet ihn zur Form, das Weilen der deutschen Kindes- und Kindheitsliteratur ausdeutend mit meisterlicher Fähigkeit des Nachfühlers. Jolug Leander Gampv hat in seinen amantia-tieftinnigen ganzseitigen Zeichnungen festgehalten, was Kind und Kindeskind in altvertrauten Sinnbildern an Schänen hegt und mit vielerlei Einbildungskraft von innen her erleuchtet. Ein schönes Buch für Mütter und Erzieher zum Vorlesen und Miterleben! \* Erzählungen von Louise von Francois. Ausgewählt und eingeleitet von Josef Hofmiller. Danaens Auswahlbände, Band 18. (Verlag von Albert Langen in München.) Von den arohen deutschen Erzählerinnen hat sich kaum eine so sanftam durchgefekt, wie die Francois. „Summa: die Redenburaerin bleibt“, schrieb der Freund ihrer späteren Jahre, Konrad Ferdinand Meyer, nachdem er ihren Meisterroman „Die letzte Redenburaerin“ gelesen hatte. Aus dieser Überzeugung entstand diese Auswahl ihrer schönsten Novellen. Josef Hofmiller, der dem Bande auch eine Knappe, aber erschöpfende Einleitung auf den Weg mitteilt, hat die Auswahl getroffen. Es kam ihm darauf an, die Beagung der Francois von möglichst verschiedenen Seiten zu zeigen; und das tun die drei Erzählungen, die der Band enthält, wirklich. „Bräulein Muthchen und ihr Hausmeter“, „Zu Füßen des

Monarchen“ und „Goldene Hochzeit“. Der Verlag hat alles nur Köaliche getan, um diesen Auswahlband, der auch ein Bild der Francois enthält, trotz seines volkstümlich billigen Preises schön auszustatten. \* Pierre Benoit: „Königsmark“. Roman, überfekt von Victor Auburtin. (Kurt Ebrlich, Verlag, Berlin SW. 61.) Dieses neue Buch von Benoit, dem bekannten Verfasser des phantastischen Romans „Atlantis“, der außer durch die deutsche Überetzung auch durch den auch in Wiesbaden aufgeführten Film „Atlantide“ bekannt wurde, dürfte besonders aus dem Grunde interessieren, weil es in Deutschland spielt, in dem Deutschland unmittelbar vor dem Kriege. Eine phantastische dunkle Begebenheit spielt sich an einem kleinen deutschen Fürstentum ab und — das ist der Kunststreich des glänzend geschriebenen Wertes — bleibt dunkel und unaufgeklärt bis zum Schluß. \* Die soziologische Abstammungslehre“ von Dr. S. Schulte-Baerting. (Verlag Georg Thieme, Leipzig.) Das Buch ist ein interessanter neuer Beitrag zu der Frage der Entstehung der Arten und zu den Grundproblemen der Staatenbildung. Der Verfasser hat sich eingehend mit der Entstehung und dem Leben der Staaten innerhalb der Tierwelt befaßt, von denen heute noch die Termiten, Bienen- und Ameisenstaaten existieren. Die Ansichten des Verfassers, die Parallelen, die er mit der menschlichen Staatenentwicklung zieht, seine Forderungen für diese Mogen in manchen Punkten sehr sehr erheben. Aber auch, wo man ihm nicht folgen zu können glaubt, sind sie doch überall sehr interessant, sowohl durch die Fülle unbekannter Einzelheiten aus dem wunderbaren Staatenleben der Tiere, das in diesem geradezu mensichlich anmutet, als auch durch die geistvolle Vertiefung der gegebenen Tatsachen. \* Der deutsche Staatsbüraer“, sein Wesen und seine Aufgaben. Von Prof. Dr. K. Bornhagen. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Die vorliegende geistvolle Schrift gibt nichts weniger als die Grundgedanken einer überparteilichen Volkserziehung. Sie stellt die geistlichen Kräfte heraus, die den Staat zu durchdringen haben und zum Gemeinwohl der Nation, zur geistigen Gehinnungsgemeinschaft unseres Volkes werden müssen. \* Die Realschule“, Herausgegeben im Auftrage des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht von Studiendirektor Dr. G. Louis unter Mitwirkung hervorragender Fachleute. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Das Zentralinstitut beginnt hier eine Reihe von öffentlichen Schriften, die das Bildungsziel und die Bildungsaufgaben unserer einzelnen Schulformen zum Gegenstand haben. Auf welches Bildungsziel die Arbeit der Realschule einzustellen sei, bedarf schon seit langem der Klärung. Ihre Forderungen geben von ihr zumest nicht zu anderen Bildungsanstalten über, sondern treten unmittelbar ins praktische Leben ein. Sie müssen daher auf der Realschule die allgemeine geistige Auskultiva bekommen, die sie in der Welt des schaffenden Lebens brauchen, und dabei zu einer in sich abgeschlossenen einheitlichen Bildung geführt werden, von der aus nach allen Seiten hin Weiterbildung möglich ist. Diese Zielsetzung beweist bereits die Bedeutung der vorliegenden Arbeit. Zwei Kapitel: „Schulgestaltungsarbeit“ und „Das Bildungsziel der Realschule im Umriß“, leiten das Werk ein. Es folgt dann als Hauptstück die Behandlung der einzelnen Unterrichtsfächer, unter Herausarbeitung des Gesichtspunktes, welche Aufgabe sie im Rahmen ihres Bildungszieles zu erfüllen haben. Ein abschließendes Kapitel: „Die Lehrverfassung der Realschule und ihre Stellung im Rahmen des deutschen Schulwesens“ schließt das Werk ab. Das Werk ist nicht nur für die Fachleute bestimmt. Es wendet sich ebenso an weitere Kreise, es will Eltern und Behörden vor Augen stellen, was eine Realschule ist und sein soll. \* Volk und Kunst“, Unter diesem Sammelitel hat in der neubegründeten Volksbücherei-Verlags- und Vertriebs-G. m. b. H. (Berlin NW. 40, Königswald 7) eine Brochürenreihe zu erscheinen begonnen, die es sich zur Aufgabe macht, eine neue Brücke zwischen den Malien und der schöpferischen Künstler zu schlagen. In der Sammlung erscheinen bisher folgende Hefte: S. Restriepfe: „Der moderne Theaterbetrieb“, A. Kasper: „Das junge deutsche Drama“, Julius Bab: „Arbeiterdichtung“, John Schilowski: „Der neue Tanz“ und Arthur Hoffmiller: „Das Theater im revolutionären Rußland“. Die Hefte sind durchweg gut ausgestattet und haben einen Umfang von 40 bis 60 Seiten. \* Hans Wittner. Von Erwin Kroll. Als neueste Erscheinung der von H. v. Waltershausen herausgegebenen Biographien „Zeitgenössischer Komponisten“ (Drei-Masken-Verlag, München) wird dies Buch besonders willkommen sein. Wittner in seinem romantischen Welt- und Kuntempfinden wird zwar viel gelobt; gespielt, gesungen und aufgeführt vermag aber mit seinen Schöpfungen noch nicht in der gewöhnlichen Weise wirksam durchzugreifen. Er genießt viel Hochachtung — weniger Liebe. Ihn mehr und mehr lieben zu lernen — ist dies Krollische Buch vorzüglich geeignet. Es bringt uns den echt deutschen Künstler und Denker Wittner — zugleich als streitbaren Schriftsteller — näher, und unterwirft seine sämtlichen bisher erschienenen Werke — Kammermusik, Lieder und Chöre, Bühnenbearbeitungen und Opern — einer durch viele Notenbeispiele unterstützten eingehenden Erklärung und Ausdeutung; ästhetisches und poetisches Empfinden einen sich hier mit strenger musikalischer Beurteilung zu schönstem Bunde.